



Victoria

Copyright by Walter Langen,
München.

(9)

Die Geschichte einer Liebe von Rnut Samson.

Wochen und Monate vergingen; er war allein und suchte niemand auf, zu Seiers kam er nicht mehr. Oft trieb seine Phantasie ein böses Spiel mit ihm und streute in sein Buch nicht dazugehörige Einfälle, die er später wieder austreichen und ausmerzen mußte. Das hielt ihn sehr auf. Ein plötzlicher Lärm in der Stille der Nacht, das Rumpeln eines Wagens auf der Straße konnte seinen Gedanken einen Stoß versehen und sie aus ihrer Bahn werfen:

Achtung! Weicht dem Wagen aus!

Weshalb? Weshalb sollte man sich eigentlich vor diesem Wagen in acht nehmen? Er wollte vorbei, jetzt ist er vielleicht an der Ecke. Vielleicht steht dort ein Mann ohne Mantel, ohne Mütze, er sieht vornübergebogen da und hält dem Wagen seinen Kopf entgegen, er will überfahren, unviderrusslich gerammt, getötet werden. Der Mann will sterben, das ist seine Sache. Er knöpft die Knöpfe an seinem Hemd nicht mehr zu, und er hat aufgehört, des Morgens seine Stiefel zuzuschürren, er läßt alles offen, seine Brust ist nackt und mager; er wird sterben. Ein Mann lag in den letzten Zügen, er schrieb einen Brief an einen Freund, einen Zettel, eine kleine Bitte. Der Mann starb, und er hinterließ diesen Brief. Der trug Datum und Uberschrift, war mit großen und kleinen Buchstaben geschrieben, obwohl der Mann, als er ihn schrieb, in einer Stunde sterben sollte. Das war so merkwürdig. Er hatte auch den gewöhnlichen Schnörkel unter seinen Namen gemacht, und eine Stunde darnach war er tot. . . . Es gab noch einen anderen Mann. Er liegt allein in einem kleinen Holzgetäfeltem und blaugestrichenen Zimmer. Was weiter? Nichts. In der ganzen Welt ist er der, der jetzt sterben soll. Das beschäftigt ihn; er denkt daran, bis er erschöpft ist. Er sieht, daß es Abend ist, daß die Uhr auf acht Uhr zeigt, und er begreift nicht, warum sie nicht schlägt. Die Uhr schlägt nicht. Noch dazu ist es einige Minuten über acht Uhr, und sie tickt weiter, aber sie schlägt nicht. Armer Mann, sein Gehirn hat bereits angefangen zu schlafen, die Uhr hat geschlagen, und er hat es nicht gemerkt. Da durchlöchert er das Bild seiner Mutter an der Wand, — was soll er noch mit diesem Bild, und warum soll es ganz sein, wenn er fortgeht? Sein

müder Blick fällt auf den Blumentopf auf dem Tisch und er streckt die Hand aus und zieht langsam und nachdenklich den großen Blumentopf herunter, so daß er zerbricht. Warum soll er dort stehen und ganz sein? Dann wirft er seine Zigarettenspitze aus Bernstein zum Fenster hinaus. Was soll er noch damit? Es schien ihm so einleuchtend, daß sie nach ihm nicht mehr dazuliegen brauchte. Und nach einer Woche war der Mann tot. . . .

Johannes steht auf und geht im Zimmer auf und ab. Der Nachbar nebenan erwacht, sein Schnarchen hört auf, und man vernimmt ein Seufzen, ein gequältes Stöhnen. Johannes geht auf den Zehnen zum Tisch hin und setzt sich wieder. Draußen vor seinem Fenster rauscht der Wind in den Pappeln und läßt ihn erschauern. Die alten Pappeln sind ihres Laubes beraubt und gleichen traurigen Mißgebilden; einige knorrige Äste schlagen an die Hauswand und erzeugen einen knackernden Laut, wie eine Holzmaschine, ein zersprungenes Stampfwerk, das geht und geht.

Er sieht auf seine Papiere nieder und liest. Jawohl, seine Phantasie hat ihn wieder irre geführt. Er hat nichts mit dem Tod und mit einem vorbeifahrenden Wagen zu schaffen. Er schreibt von einem Garten, von einem grünen und üppigen Garten in seiner Heimat, von dem Schloßgarten, davon schreibt er. Tot und eingeschneit liegt er nun da, aber trotzdem schreibt er über ihn, und es herrscht dort durchaus nicht Winter und Schnee, sondern Frühling und Duft und milde Winde, und es ist Abend. Der Teich unten liegt still und tief, wie ein See aus Blei; die Fliederbüsche duften, Heide neben Heide steht mit Knospen und grünen Blättern da, und die Luft ist so still, daß man den Birken auf der anderen Seite der Bucht balzen hört. Auf einem der Wege im Garten steht Victoria, sie ist allein, weißgeleidet, zwanzig Sommer alt. Da steht sie. Ihre Gestalt ist höher als die höchsten Rosenbüsche, sie steht zum Wasser hinüber, zu den Wäldern, zu den schlafenden Bergen in der Ferne; sie sieht aus wie eine weiße Seele mitten in dem grünen Garten. Unten vom Weg hört man Schritte, sie geht ein wenig vor, hinunter zu dem verstreuten Lusthaus, stützt

sich mit den Ellbogen auf die Mauer und sieht hinab. Der Mann unten auf dem Weg nimmt seinen Hut ab, senkt ihn beinahe bis zur Erde und grüßt. Sie nickt zurück. Der Mann sieht sich um, niemand ist in der Nähe, der ihn erspähen könnte, und er macht einige Schritte auf die Mauer zu. Da weicht sie zurück und ruft: „Nein, nein!“ Sie wehrt ihm auch mit der Hand ab. „Victoria,“ sagt er, „es war ewig wahr, was Sie einmal sagten, ich hätte es mir nicht einbilden sollen, denn es ist unmöglich.“ „Ja“, antwortet sie, „aber was wollen Sie dann?“ Er ist ihr ganz nahe gekommen, nur die Mauer trennt ihn von ihr, und seine Antwort lautet: „Was ich will? Sehen Sie, ich will nur eine Minute hier stehen. Es ist zum letztenmal. Ich will Ihnen so nahe wie möglich sein; jetzt stehe ich nicht weit von Ihnen entfernt!“ Sie schweigt. So vergeht die Minute. „Gute Nacht,“ sagt er und zieht den Hut beinahe wieder bis zur Erde. „Gute Nacht,“ antwortet sie. Und er geht, ohne sich umzublicken. . . .

Was hatte er mit dem Tod zu schaffen? Er knüllt das beschriebene Papier zusammen und wirft es in den Ofen. Dort liegen auch noch andere beschriebene Papiere, die verbrannt werden sollen, lauter flüchtige Einfälle seiner Phantasie, die mit ihm durchgegangen war. Und er schreibt wieder von dem Mann unten auf dem Weg, einem wandernden Herrn, der grüßte und Lebewohl sagte, als seine Minute um war. Und im Garten blieb ein junges Mädchen zurück, sie war weiß gekleidet und zwanzig Sommer alt. Sie wollte ihn nicht haben; nein, wohl. Aber er hatte an der Mauer gestanden, hinter der sie lebte. So nahe war er ihr einmal gewesen.

Wieder vergehen Wochen und Monate; und der Frühling kam. Der Schnee war schon fort, weit draußen im Weltraum rauschte es von der Sonne bis zum Mond wie von befreiten Wassern. Die Schwalben waren gekommen, und im Wald außerhalb der Stadt erwachte ein munteres Leben von allerhand hüpfenden Tieren und Vögeln mit fremder Sprache. Ein frischer und süßlicher Geruch drang aus der Erde.

Seine Arbeit hat den ganzen Winter gebaut. Ein Aufgesang hatten die trot-

lenen Aeste der Pappeln Tag und Nacht an seiner Hauswand gescharrt; jetzt war der Frühling gekommen, die Stürme waren vorbei und das Stampfwerk hatte aufgehört.

Er öffnet das Fenster und sieht hinaus, die Straße ist schon ruhig, obwohl es noch nicht Mitternacht ist, die Sterne blitzen an dem wolkenlosen Himmel, alles deutet darauf, daß es morgen ein warmer und heller Tag wird. Er hört die Geräusche aus der Stadt, die sich mit dem ewigen Rauschen in der Ferne vermischen. Plötzlich gellt eine Lokomotivpfeife, es ist das Signal des Nachtzuges; es klingt wie ein einzelner Hahnenschrei in der stillen Nacht. Jetzt ist die Zeit der Arbeit da, dieser Pfiff war ihm den ganzen Winter hindurch wie eine Botenschaft gewesen.

Und er schließt das Fenster und setzt sich wieder an den Tisch. Er wirft die Bücher, in denen er gelesen hat, zur Seite und holt die Papiere hervor. Er ergreift die Feder.

Jetzt ist seine große Arbeit beinahe fertig. Nur ein Schlusssatz fehlt noch, ein Gruß wie von einem fortsegelnden Schiff, und er hat es bereits im Kopf:

In einem Gasthaus am Wege sitzt ein Herr, er ist auf der Durchreise und fährt weit, weit hinaus in die Welt. Haar und

Bart sind grau, und viele Jahre sind über ihn hingegangen; aber er ist immer noch groß und stark und kaum so alt, wie er aussieht. Draußen steht sein Wagen. Die Pferde ruhen aus, der Kutsher ist lustig und vergnügt; denn er hat Wein und Essen von dem Fremden bekommen. Als der Herr seinen Namen eingeschrieben, erkennt ihn der Wirt, verbeugt sich tief vor ihm und erweist ihm viel Ehre. „Wer lebt jetzt auf dem Schloß?“ fragt der Herr. Der Wirt antwortet: „Der Kapitän, er ist sehr reich; die gnädige Frau ist gütig gegen alle.“ „Gegen alle?“ fragt der Herr sich selbst und lächelt selbstsam, „auch gegen mich?“ Und der Herr schickt sich an, etwas auf ein Papier zu schreiben, und als er damit fertig ist, überliest er es, es ist ein Gedicht, schwer und ruhig, aber mit vielen bitteren Worten. Dann aber zerreißt er das Papier in Stücke, und er bleibt sitzen und reißt das Papier in immer noch kleinere Stücke. Da klopf es an seiner Türe, und eine gelbgeleidete Frau tritt ein. Sie hebt den Schleier auf, es ist die Schloßherrin, Frau Victoria. Sie ist wie eine Majestät. Der Herr erhebt sich rasch, seine düstere Seele ist in diesem Augenblick durchleuchtet, wie das Wasser von dem Vulkane der Fischer. „Sie sind so gütig gegen alle.“ sagt er bitter, „Sie kommen auch zu mir.“ Sie antwortet

nicht, sie steht nur da und sieht ihn an, und ihr Antlitz wird dunkelrot. „Was wollen Sie?“ fragt er ebenso bitter wie vorher; „Sind Sie gekommen, um mich an das Vergangene zu erinnern? Dies aber ist das letzte Mal, gnädige Frau, jetzt reise ich für immer fort.“ Und immer noch entgegnet die junge Schloßherrin nichts, aber ihr Mund bebzt. Er sagt: „Ist es Ihnen nicht genug, daß ich meine Torheit einmal erkannt habe, so hören Sie, ich tue es noch einmal: Mein Verlangen stand nach Ihnen, ich war Ihrer nicht würdig, — sind Sie nun zufrieden?“ Mit steigender Heftigkeit fuhr er fort: „Sie antworten mir Nein, Sie nahmen einen anderen; ich war ein Bauer, ein Bär, ein Barbar, der in seiner Jugend auf königliches Wildgebiet geraten war!“ Da aber wirft der Herr sich auf einen Stuhl und schluchzt und bittet: „Ach, gehen Sie! Verzeihen Sie mir, gehen Sie Ihres Weges!“ Jetzt ist alle Rote aus dem Gesicht der Schloßherrin gewichen. Da sagt sie, und sie spricht die Worte langsam und deutlich aus: „Ich liebe Sie; mißverstehen Sie mich nicht mehr, Sie sind es, den ich liebe; leben Sie wohl!“ Und das war die junge Schloßherrin, sie schlug die Hände vors Gesicht und ging rasch zur Türe hinaus . . .

(Fortsetzung folgt.)

Niederreißen.

Wo Mietstajernen eng verbaut
Einander Luft und Sonne nahmen,
Sah junge Leute man, die laut
Mit Fäden und mit Stangen kamen.

Die Hand hadt,
Die Wand gibt nach.
Es fällt in Schutt,
Was morisch und schwach

Die Stoge bricht,
Es wankt der Stein.
Die Mauer fällt,
Das Dach stürzt ein.

Ein alter Mann geht dort vorbei
Und sieht es mit emsigen Mienen.
Reibt sich und stößt still und scheu
Voll Wehmut zwischen den Ruinen.

„Was baut ihr hier, mein Freund; so laus,
Wohl neue Villen — und wie viele?“
„Hier wird nicht wieder aufgebaut!
Es wird ein Platz für heit're Spiele!“

„Was? Wiederaufbau wollt ihr nicht?
Nur niederreißen? Welche Zeiten!“
„Wir schaffen freie Luft und Licht,
Hat dies denn gar nicht zu bedeuten?“

August Strindberg.

Der Krieg.

Ein Schulaufsatz.

Der Krieg (bellum) ist jener Zustand, in welchem zwei oder mehrere Völker es gegeneinander probieren. Man kennt ihn schon seit den ältesten Zeiten.

Im alten Rom wurde der Tempel geschlossen, wenn es anging, weil der Gott Janus vielleicht nichts davon wissen wollte.

Das ist aber ein lächerlicher Aberglaube und durch das Christentum abgeschafft, welches die Kirchen deswegen nicht schließt.

Es gibt Religionskriege, Eroberungskriege, Ertzgenkriege, Nationalkriege usw.

Wenn ein Volk verliert, und es geht dann von vorne an, heißt man es einen Rachekrieg. Am häufigsten waren früher die Religions-

kriege, viel damals die Menschen wollten, daß alle Leute Gott gleich lieb haben sollten, und sich deswegen totschlugen. In der jetzigen Zeit gibt es mehr Handelskriege, weil die Welt jetzt nicht mehr so ideal ist.

Wenn es im Altertum einen Krieg gab, zerkriegten sich auch die Götter. Die einen halfen den einen, und die andern halfen den andern. Man sieht das schon im Homer.

Die Götter setzten sich auf die Hügel und schauten zu. Wenn sie dann zornig wurden, hauten sie sich auf die Köpfe.

Das heißt, die Alten glaubten das. Man muß darüber lachen, weil es so kindlich ist, daß es verschiedene Gottheiten gibt, welche sich zerkriegen.

Heute glauben die Menschen nur an einen Gott, und wenn es angeht, beten sie, daß er ihnen hilft.

Auf beiden Seiten sagen die Priester, daß er zu ihnen steht, welches aber nicht möglich ist, weil es doch zwei sind.

Man sieht es erst hinterdrein. Wer verliert, sagt dann, daß er bloß geprüft worden ist. Wenn der Krieg angegangen ist, spielt die Musik. Die Menschen singen dann auf der Straße und weinen.

Man heißt dies Nationalhymne.

Bei jedem Volk schaut dann der König zum Fenster heraus, wodurch die Begeisterung noch größer wird. Dann geht es los. Es beginnt dere eigentlichste Teil des Krieges, welchen man Schlacht heißt.

Sie fängt mit einem Gebet an, dann wird geschossen, und es werden die Leute umgebracht. Wenn es vorbei ist, reitet der König herum und schaut, wie viele tot sind.

Alle sagen, daß es traurig ist, daß so etwas sein muß. Aber die, welche gesund bleiben, trösten sich, weil es doch der schönste Tod ist.

Nach der Schlacht werden wieder fromme Lieder gesungen, was schon öfter gemalt worden ist. Die Gefallenen werden in Massengräber gelegt, wo sie ruhen, bis die Professoren sie ausgraben lassen.

Dann kommen ihre Uniformen in ein Museum; meistens sind aber nur mehr die Köpfe übrig. Die Segen, wo die Menschen umge-

bracht worden sind, heißt man das Feld der Ehre.

Wenn es genug ist, ziehen die Sieger heim; überall ist eine große Freude, daß der Krieg vorbei ist, und alle Menschen gehen in die Kirche, um Gott dafür zu danken.

Wenn einer denkt, daß es noch geheimer gewesen wäre, wenn man gar nicht angefangen hätte, so ist er ein Sozialdemokrat und wird eingesperrt.

Dann kommt der Friede, in welchem der Mensch verkümmert, wie Schiller sagt. Besonders verkümmern die Invaliden, weil sie kein Geld kriegen und nichts verdienen können.

Manche erhalten eine Drehorgel, mit der sie patriotische Lieder spielen, welche die Jugend begeistert, daß sie auch einmal recht fest zuhauen, wenn es losgeht.

Alle, welche im Kriege waren, bekommen runde Medaillen, welche klirren, wenn die Inhaber damit spazieren gehen. Viele kriegen auch den Rheumatismus und werden dann Bedelle am Gymnasium, wie der unsrige.

So hat auch der Krieg sein Gutes und befruchtet alles.

Alle Indianer-Kultur.

Im südlichen Teil des nordamerikanischen Staates Nevada wurden die Überreste einer alten Indianerstadt zulage gefördert, deren Alter man auf 10.000 Jahre schätzt. Die Stadt war während Jahrhunderten unter dem Sand begraben, und sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach von den Puebloindianern erbaut. Die Umgebung, jetzt vollkommen Ledland, muß bewohnt gewesen sein. Mit der Hauptausgrabungsarbeit ist noch nicht begonnen worden. Man hofft, einen Einblick in die bis jetzt unbekannte schwarze Zeit der Indianergeschichte zu erhalten.

Eine weitere Meldung berichtet uns: Eine unerschöpfliche Studienquelle liefern den amerikanischen Archäologen die uralten „Luststätten des jernen Westens“, deren charakteristische Ruinen wie Adlerhorste an den Felsabhängen liegen und die beweisen, auf welcher hohen Zivilisationsstufe die Eingeborenen standen, die einst hier wohnten. Während die Indianer als Wohn-

räume nur das Lager und das Bett kannten, hatten diese geheimnisvollen Vorgänger der Indianer schon zwei- und dreistöckige Häuser gebaut, deren Mauern ein Jahrtausend überdauert haben. Die Häuser erheben sich zwischen 50 und 100 Meter über die Talsohle und konnten nur vermittelt von Treppen, die man in die Felsen gehauen hatte oder durch bewegliche Laufbrücken erreicht werden, die zum Schutze gegen feindliche Ueberfälle in der Nacht eingezogen wurden. Heute gelangt man in diese Luftstädte des fernen Westens fast stets von der Höhe aus, indem man sich vom Gipfel des Berges an einem

Strick herabläßt. Die Häuser dieser Städte sind untereinander durch unterirdische Gänge verbunden, so daß sie insgesamt ein wahres Labyrinth darstellen. Man fand hier keine Majolika-Töpfereien, Schmuckstücke, feine Gewebe und selbst Mumien in vorzüglich erhaltenem Zustand. Im übrigen weiß man von der alten Rasse, die hier wohnte, nichts. Auch die Ueberlieferung der Indianer schweigt über sie vollständig. So fanden die Europäer, die in diesen Gegenden als erste landeten, nicht einmal eine Sage, die an diese weit zurückliegende Vergangenheit der Bewohner Amerikas erinnert hätte.

deren Einatmung zur Ansteckung mit dieser Pestart, der Lungenpest, führt. Sie endet fast immer tödlich. Hautblutungen, Blutungen im Innern des Körpers finden sich häufig bei beiden Pestarten. Auch Hautgeschwüre kommen vor, manchmal ohne nachweisbare Veränderungen an der Lunge und den Drüsen.

Die unmittelbare Todesursache bei der Pest ist die Herzlähmung, die jederzeit eintreten kann und durch das Gift erzeugt wird, das die Krankheitskeime erzeugen und den Körperflüssigkeiten zuführen.

Jüngere Personen erkranken öfter als ältere; die Farbigen zugleich häufiger als die Weißen. Das ist nur zum Teil eine Folge ihrer Veranlagung, zum Teile geht diese höhere Krankheitsziffer auf die elenden Lebensverhältnisse des farbigen Proletariats zurück.

Wie kann man die Einschleppung der Pest verhindern, wie ihrer Ausbreitung wehren, wenn sie bereits eingeschleppt wurde? Da sich die Pest fast stets auf dem Seewege verbreitet, ist vor allem ein genauer Nachrichtendienst über ihren Stand in den äußeren europäischen Ozeanländern notwendig. Schiffe aus diesen Häfen kommen in die „Quarantäne“ (quarante, sprich karant, heißt 40; Reisende aus Pestgegenden wurden früher 40 Tage lang beobachtet).

Solche Schiffe dürfen nicht ausgeladen werden und ihre Fahrgäste werden zehn Tage lang ärztlich beobachtet. Jeder Krankheitsfall an Pest wird abgefordert und auch verdächtige Krankheitsfälle werden abgefordert und genau untersucht, bis es feststeht, ob sie in das Pestspital kommen oder entlassen werden. Die Ratten des Schiffes werden vernichtet, meist durch Einlassen von Giftgasen in den Schiffsraum. Wurde trotz dieser Vorsichtsmaßregeln die Krankheit eingeschleppt, so sind die Kranken strenge abzusondern und es ist ein Vernichtungskrieg gegen die Ratten der Stadt zu beginnen. Dies geschieht durch Gift, durch Verbreitung einer Typhusart unter den Ratten, durch die Vermehrung der Katzen, durch Durchspülen der Kanäle und Zerstörung der Schlupfwinkel der Ratten, durch Begräumen des Urates an allen Orten. Durch dichte Kanalgitter müssen die Ratten von den Menschen abgehalten werden. Auch unser Epidemiegesetz ermächtigt die Behörden beim Ausbruch der Pest zu einer ganzen Reihe der einschneidendsten Maßnahmen gegen ihre Ausbreitung. Damit die Pest nicht durch die Pflegepersonen der Kranken verschleppt werde, verwendet man mit Vorliebe als Wärter von Pestkranken Personen, die bereits einmal an Pest erkrankt waren, denn eine einmalige Erkrankung schützt fast immer vor einer neuerlichen Ansteckung. Der nicht auf diese Weise geschützte Pfleger von Pestkranken muß eine Gazemaske tragen, um sich vor der Einatmung von ausgehusteten Tröpfchen zu schützen. Die Beulenpest ist an und für sich nicht so ansteckend, auch dann nicht, wenn die Beulen durchbrechen, denn der Pestteiler enthält keine großen Mengen von Krankheitskeimen. Selbstverständlich müssen die Pestkranken von etwaigen Frühen befreit werden. (Einreiben von Öl und Fett, Seife, Petroleum.) Nach dem Ableben von Pestkranken oder nach der Genesung sind die betreffenden Räume und alles, was mit dem Kranken in Berührung gekommen ist, zu desinfizieren. Es gibt auch eine Schutzimpfung gegen die Pest, die aber nur durch drei bis vier Wochen ihre Wirksamkeit behält. Auch ein Heilserum wird erzeugt, doch steht seine allgemeine Wirksamkeit noch keineswegs fest.

Es ist natürlich nicht ohne weiteres anzunehmen, daß die Pest aus Saloniki zu uns gelangt — dazu ist der direkte Verkehr von dort zu unbedeutend. Wahrscheinlich wird sie dort unterdrückt werden.

Eine Geißel der Menschheit.

Das Wüten der Pest.

Vor kurzer Zeit brachte der „Secolo“ die Nachricht, daß in der Stadt Saloniki und deren Umgebung fünf neue Pestfälle vorgekommen seien, ferner sechs in Mytilene und vier in Kavala.

Wenn unsere Väter diese Nachricht gelesen hätten, so hätte sie blasser Schreck ergriffen; heute aber geht man über derartige Nachrichten hinweg, da man überzeugt ist, es werde der Wissenschaft wie in unzähligen anderen Fällen auch diesmal gelingen, der Seuche den Eintritt in unser Land zu verwehren.

Dem war aber nicht immer so. Vor Zeiten hat die Pestseuche in Europa verderbenbringend gehaust. Im sechsten Jahrhundert hielt sie aus Ägypten ihren Einzug und forderte fast die Hälfte der Bevölkerung des Römischen Reiches als Opfer. Der schreckliche Siegeszug des „schwarzen Todes“ im 14. Jahrhundert ist jedermann aus der Geschichte bekannt. Man schätzt den damals durch die Seuche verursachten Menschenverlust auf 25 Millionen. Im Jahre 1380 wurden damals in Prag allein auf dem Friedhofe bei St. Stephan 3500 Pestleichen beerdigt.

Im 15. und 16. Jahrhundert schwand die Pest niemals aus Europa. Damals aber raffte man sich zum erstenmal zu Abwehrmaßnahmen auf, und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kam es in Europa nie mehr zu einer derartigen Ausbreitung der Seuche wie sie oben geschildert ist. In den Jahren 1878 und 1879 gab es in Astrachan eine Pestepidemie, 1910 in der Mandschurei. An die Laboratoriumepidemie im Jahre 1896 in Wien werden sich die älteren Leser noch erinnern können. Im Weltkrieg gab es einige Pestfälle in Saloniki und 1920 in Paris 20 Fälle. Dagegen fielen in Indien im Jahre 1911 noch über 400.000 Personen der Krankheit zum Opfer.

Die Pest ist eine fieberhafte, ansteckende Krankheit, die zwar, wie alle anderen derartigen Krankheiten, den ganzen Körper ergreift, aber an besonderen Stellen ihren Hauptsitz hat, wonach man verschiedene Krankheitsformen unterscheidet. Ihre Ursache ist ein bestimmtes, ganz genau bekanntes Lebewesen, der Pestbazillus, der sich im Körper pestkranker Menschen und Tiere (Ratten, Mäuse, Meerschweinchen, gewisse Murmeltierarten und viele andere) vermehrt, außerhalb des Körpers sich aber auf Bettzeug und Kleidern, sowie verschiedenen Nahrungsmitteln lebensfähig erhalten kann. Durch Austrocknen und starkes Erhitzen wird er leicht abgetötet. Die Uebertragung von einem der oben genannten Tiere auf ein anderes kann in der Weise erfolgen, daß die Tiere verendete Artgenossen verzehren oder mit dem Urin und Kot pestkranker Tiere in Berührung kommen. Am häufigsten aber erfolgt die Uebertragung durch den Rattenstich. Dieser geht auch den Menschen an und bildet meistens bei Ausbruch von Epidemien den Ueberträger der Krankheit von der Ratte zum Menschen.

Der Beginn einer Pestepidemie unter den Menschen wird stets durch eine Rattenpestepidemie eingeleitet. Sie nimmt ihren Ausgang am häufigsten von bestimmten Gegenden Afrikas. Dort raffen die Pestepidemien meist die gesamten Ratten der Gegend hinweg und am Leben bleiben nur einzelne Ratten, bei welchen die Krankheit in schlechende (chronischer) Form aufgetreten ist. Wenn sich die übrig gebliebenen Ratten stark vermehrt haben, bricht gewöhnlich die Epidemie aufs neue aus und geht dann auf die Menschen über. Die pestkranke Ratte verliert ihre Scheu vor dem Menschen, verläßt ihre Schlupfwinkel und verirrt in den Wohnungen der Menschen, so daß die Pestflöhe leicht auf die Wohnungsinassen überspringen. In manchen Gegenden stirbt die Pest überhaupt nicht aus. In den Steppen der Mandschurei spielt eine ähnliche Rolle wie sonst die Ratten das Steppennurmurtier.

Wie schon gesagt, erfolgt die Ansteckung des Menschen meist durch den Flohstich oder es wird eine Wunde, die so klein ist, daß man sie gar nicht sehen kann, durch Pestkeime verunreinigt. An der Ansteckungsstelle entsteht keine krankhafte Veränderung, dagegen stellen sich nach zwei bis zehn Tagen krankhafte Allgemeinerscheinungen ein: Fieber, Kopfschmerzen, Schwindel, Erbrechen, das Gesicht wird blaß, der Blick starr, die Sprache lallend, auffallend ist die weiße Junge. Dann schwellen die der Ansteckungsstelle nächstgelegenen Lymphdrüsen an. Lymphdrüsen sind jene Knoten, die wir in der Leistenengegend, hinter dem Unterkiefer und in der Achselhöhle fühlen; sie sind in den Säftestrom, der außerhalb der Adern durch den Körper fließt, zur Aufspeicherung von nicht in den Säftestrom gehörenden Körpern, eingeschaltet.

Die geschwellenen Lymphdrüsen können sogar die Größe eines Gänseieies erreichen, sie sind schmerzhaft und bilden sich entweder nach vier bis sechs Tagen zurück, wobei der Mensch unter Absinken des Fiebers geneset oder sie vereitern und brechen nach außen durch. Schwellung und die nachfolgenden Erscheinungen können auch auf benachbarte Lymphdrüsen fortschreiten oder es kann geschehen, daß die Krankheitskeime in das Blut übertreten. Das ist für den Körper verhängnisvoll und führt sehr häufig zum Tode. Die beschriebene Form der Pest heißt Beulen- oder Bubonepest. Auf sie kommen neun Zehntel aller Pestfälle, von denen durchschnittlich drei von vier tödlich enden.

Manchmal bildet nicht die Haut die Eingangspforte für die Krankheitskeime, sondern sie gelangen auf eine weiter unten beschriebene Weise in die Luft und werden eingeatmet. Es entsteht dann eine Lungenentzündung mit quälendem Aus husten von schwarzlichem Blute, daher der alte Name „der schwarze Tod“. Beim Aus husten kommen unendlich kleine Tröpfchen in die Luft und mit ihnen Krankheitskeime,

Denn es oder wider Erwarten vorkommen sollte, daß die Krankheit auch in andere Gegenden Europas verschleppt würde, so würde es der modernen Seuchenkunde gewiß gelingen, ihrer ebenso Herr zu werden, wie es bisher in Europa stets der Fall war, seitdem man in Wesen und die Art ihrer Verbreitung kennt.

Wehr.

Zuweilen kommen ihrer etliche, um mit ihr Leib zu kagen. So und so. „Was habt ihr denn getan, um es zu bessern?“ fragte ich sie.

„Ja,“ erwidern sie hilflos, „was sollen wir denn tun? Wir Armen, wir Unwissenden — was können wir denn tun?“

Freilich könnt ihr diese Welt nicht einfach anheben und aus den Angeln heben . . . aber zu tun ist genug für euch. Tut doch etwas an euch! Wisset euch, lest viele Bücher, nehmt ein gutes Betragen an und sucht euch heute noch zu helfen, was man euch ebendam nicht gab.

Paß! Da lächeln sie geringschätzig, denn sie können es nicht fassen, daß darin etwas läge: Bücher gelesen zu haben, einen guten Ton zu führen und den Willen zur Empörung, das Streben zur Verbesserung zu säubern und zu härten und ewig zu schmieden bis zur Unbesiegbarkeit . . . Wollen es nicht fassen, daß ein solcher Mensch anders aufsteht mit seinem Begreifen als ein armer, unsicherer Sklave . . . Und wollen es nicht glauben, daß eine wonnenvolle Glücksumme in jedem Menschen erweckt werden kann durch das stumme, leuchtende Wissen um das stille Wachstum seines inneren Wertes . . . und daß sie Kinder zengen werden von härterem Schlage . . . daß sie so allein sich bözartig dieser bösen Welt widersehen . . . mit Ansprüchen, mit Fertigkeiten, mit dem Durchschauen ausbeutender List . . . Daß sie Menschen zengen, keine bloßen Kinder, die schutzlos hinaus müssen als Fraß der Maschinen. Und daß gar nichts hilft, wenn niemand mehr will: nicht glauben wollen, nicht dienen wollen, nicht dulden wollen . . .

Sondern dämmern so weiter, haben einen kurzen prahlenden Kraustrauch der Jugend und dann das Glend im eigenen Heim und zengen es fort von Geschlecht zu Geschlecht . . .

Merke: dich und deine Frau und ein Kind kannst du erziehen. Aber vier, fünf, sechs Kinder . . . die kannst du nur füttern, bis sie stark genug sind, auch so Knecht zu werden, wie du es bist.

Das sage ich den Leuten, die mich fragen.
Felix Niemkaste n.

Gedanken-Splitter.

Buddhamorte.

Reicht siehst du den Fehler am Nächsten, doch schwer den eigenen. Den Fehler des Nächsten suchst du zu bessern, soviel du vermagst, um den eigenen zu verbergen wie der Schelm im Spiel den falschen Würfel.

Nicht, wie der Nächste geirrt oder was er verjäumt hat, betrachte. Schau auf dich und sieh, was du selbst getan und verjäumt hast.

Gewalt über den Willen, gibt auch Gewalt über den Körper.

Wie der Regen in ein Haus niederrauscht, das schlecht gedeckt ist, so durchfluten die Leidenschaften den Geist, der ohne Herrschaft ist.

Wer lustighebt seinen Sinnen fröhlich, unmäßig im Genießen ist, voll Trägheit, seiner Mannlichkeit beraubt, lebt, den trifft der Untergang wie der Wind den zermorckten Baum.

Merke!

Arzengung. Was war früher: das Ei oder die Eizelle? Die alte Eizellefrage ist schließlich doch noch eine nicht zu beantwortende letzte Frage geblieben, die eine große Verlegenheit im schönen System unserer Naturwissenschaften beleuchtet. Heute sind 250 Jahre verflossen, daß der Holländer Leeuwenhoeck (1632—1723) das Mikroskop verbessert hat. Hatte man vorher die Entstehung von Tieren ohne weiteres als sicher angenommen, ohne sich um das Wie und Wann zu sorgen, so schien nun die Geburt eines neuen Wesens, die „Arzengung“ unter dem Mikroskop sich zu enthüllen. Noch bis 1860 nahm man allgemein an, daß sich die Zellen bei passenden Gelegenheiten durch Arzengung von selber bilden. Dieser Glaube ist aber allmählich verblaßt. Heute hat jedermann die Entstehung eines Wesens auf einem anderen Wege als durch Teilung oder Zeugung für unmöglich. Haeckel meinte, früher einmal habe es Arzengung gegeben. Andere meinen, Arzengung sei niemals auf der Erde, wohl aber auf anderen Himmelskörpern eingetreten — Weltwanderung der Keime! Wieder andere versichern: Arzengung ist gar nicht nötig, denn die Zelle lebt seit Ewigkeit, sie ist unzerstörlich!

Die Natur des Kretinismus. Menschen mit sehr stark vermindertem Intelligenzbereich bezeichnet man als Kretins. Es ist nun eine interessante Frage, ob man diesen Kretinismus als eine eigentliche Krankheit oder aber als einen Rückfall in menschliche Urformen bezeichnen soll. Die Meinungen der Forschung darüber sind seit jeher geteilt. Neue Untersuchungen gelangen wieder zu dem Schlusse, daß der Kretinismus ein Rückschlag auf vorgeschichtliche Menschenrassen ist. Fränklinger verglich die Sklette, namentlich die Schädelkapsel der Kretins mit denen aus vorgeschichtlichen Funden. Aus diesen Vergleichen schloß er darauf, daß nicht Mißbildung, sondern Rückschlag vorliege. Obschon dieser Schluß zunächst nur für die körperlichen Eigenschaften Gültigkeit hat, so muß doch wegen der stets vorhandenen Parallellität geistiger und körperlicher Entwicklung das gleiche Verhältnis in geistiger Hinsicht als sehr wahrscheinlich zugegeben werden. Die humane Einstellung zum Kretin hat also eine biologische Berechtigung — er gleicht, mehr als wir selbst, unseren Urabnen!

Weiteres.

Der Bauer liegt im Sterben.

Die Bäuerin jammert: „Der Herrgott schickt a Hauskreuz uns ander . . . im Sommer fährt der Bliß in Stadel . . . er war Gott sei Dank versichert . . . und iah stirbt der Bauer . . . er is a vasichert . . . Jessesmariandjozef . . .“

Der Bauer hat den letzten Trost vom Pfarrer. Bevor der Geistliche geht, fragt ihn der sterbende Bauer: „Herr Pfarrer, wird's lang dauern, bis i in Himmi kimm?“

Freierlich kündete der Pfarrer: „Sobald der Körper aufgelöst und tot ist, wird deine sündengereinigte Seele im Au im Himmel sein . . .“

Und der Geistliche geht.

Kaum ist der Geistliche weg, winkt der Bauer der Bäuerin an das Sterbebett und zispelt ihr in das Ohr: „Durch a mei Sterbenswört und tu, was i dir sag . . . bal i tot bin . . . wart's fünf Minuten, nachher springst ins Pfarrhaus and vertraut dem Pfarrer an,

daß i den Stobl selba anzund'n hab . . . datweil bin i in Himmi . . .“

Der ungarische Graf E. gab in Zeitungen bekannt, daß er ein deutsches Kinderfräulein suche. Eine der Bewerbungsbedingungen war Einsendung eines Bildbildes.

Graf E. war sehr überrascht, als er in einem der zahlreich eingelassenen Briefe das Bild eines Herrn in den besten Jahren fand. Auch der aufklärende Inhalt des Schreibens konnte sein Staunen kaum vermindern.

„Da ich leider kein eigenes Bild besitze, erlaube ich mir, das meines Onkels zu senden, dem ich sehr ähnlich sehe.“

Nachachtungsvoll Cécilie Sz.

Anna ist ehrlich, fleißig und zuverlässig. Sie hat auch einen Schatz. Von dem bekommt sie manchmal einen lieben Brief. Der Schatz hat den Namen Jupp.

Manchmal aber sieht unsere Anna mit einem Herrn in der Haustür, der nicht Jupp heißt. Manchmal geben die zwei auch gemeinsam spazieren.

Eines Tages gesteht Anna meiner Frau, daß die Spaziergänge mit dem Herrn nicht ohne Folgen geblieben sind.

„Kind,“ mahnt meine Frau, „nun müssen Sie den Herrn heiraten!“

„Was?“ ruft Anna entrüstet, „heiraten? Na — ed hebb min' Jupp die Treue versprochen — und di holl ed ehm oot!“

(„Simplicissimus“.)

Rästel-Ede.

Silberrästel.

Aus den Silben: a an au be bru bei bert do dom dsha e e er er fen gel gust hun la land len na ni ra rie rü sau sau se stoff ti tos u u uh zi bilde man 15 Wörter folgender Bedeutung:

- 1. Männlicher Vorname, 2. Mufe, 3. Würzkrant, 4. Bedeutender italienischer Maler, 5. Türverschluß, 6. Weiblicher Vorname, 7. Bekannter Dichter, 8. Dirschart, 9. Feldsucht, 10. Ostseefinsel, 11. Zahl, 12. Oper, 13. Teil von Rumänien, 14. Biblische Person, 15. Bestandteil der Luft. Die Anfangs- und dritten Buchstaben dieser Wörter, nacheinander von oben nach unten gelesen, nennen einen merkwürdigen Spruch.

Buchstabenrästel.

A. i. n., Z. . . ffe, Ba. . . , S. be. . . , A. l. e. . . , u. die. . . , R. i. en, B. . . der, . . . er. . . , . lo. te, Begr. . . nis, . . a. el, R. . . fe. . . , Jo. . . er, . . org. . . , ie. e. . . at. ler, C. in. n. A. od. . . , R. . . o. Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen. Die ergänzten Buchstaben aneinander gereiht, ergeben im Zusammenhang gelesen ein bekanntes Sprichwort.

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträstel.

- Wagrecht: 2. Wmin. 5. Erg. 6. Auf. 7. Eines. 8. Uhr. 10. Sic. 12. Ra. 13. Eis. 14. Gas. 15. Ne. 16. Kra. 17. Bar. 18. Ne. 19. Ohm. 21. Edgar. 23. Erg. 25. Cap. 26. Ein. 27. Ute. 30. Fuß. 31. Wall. — Senkrecht: 1 und 1 a Der ungarische Fälscherstab. 2. Windischgrätz. 3. Eger. 4. Nase. 9. Haare. 11. Jglaun. 19. Ode. 20. Rag. 22. San. 24. Mo. 28. As. 29. Da.